

(Nachdruck verboten.)

37)

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

„Was gibt es?“ fragte Madame Haupt, als sie Jurgis erblickte.

Er war den ganzen Weg wie toll gelaufen und war so außer Atem, daß er kaum sprechen konnte. Sein Haar flog ihm um den Kopf und die Augen blickten wild, — er sah aus, wie ein dem Grabe Entstiegener. „Meine Frau!“ keuchte er. „Kommen Sie rasch!“

Madame Haupt schob die Bratpfanne zur Seite und wuschte sich die Hände an ihrem Morgenrock ab. „Sie wollen, ich soll wegen eines Falles mitkommen?“ fragte sie.

„Ja,“ sagte Jurgis, schwer atmend.

„Ich komme gerade von einem Fall nach Hause,“ sagte sie, „und ich hab' noch nicht Zeit gehabt, zu Mittag zu essen. Aber wenn es wirklich pressiert —“

„Ja, das tut es!“ rief er aus.

„Na, dann vielleicht — was zahlen Sie?“

„Ich — ich — wieviel wollen Sie haben?“ stammelte Jurgis.

„Fünfundzwanzig Dollar.“

Er machte ein bestürztes Gesicht. „Das kann ich nicht zahlen,“ sagte er.

Die Frau beobachtete ihn sehr aufmerksam. „Wieviel zahlen Sie?“ fragte sie.

„Muß ich jetzt zahlen, — jetzt gleich?“

„Ja, das tun meine Kunden alle.“

„Ich — ich habe nicht viel Geld,“ begann Jurgis in Todesangst. „Ich — ich bin — in Not gewesen — und mein Geld ist alle. Aber ich will Sie bezahlen, — jeden Cent — sobald ich irgend kann; ich kann arbeiten —“

„Was für Arbeit tun Sie?“

„Ich habe keine Stelle. Ich muß mir erst eine verschaffen. Aber ich —“

„Wieviel Geld haben Sie?“

Er konnte sich kaum entschließen, ihr zu antworten. Als er sagte: „Einen und einen viertel Dollar,“ lachte die Frau ihm ins Gesicht.

„Für einen und einen viertel Dollar seh' ich nicht einmal den Hut auf,“ sagte sie.

„Es ist alles, was ich habe,“ flehte er mit gebrochener Stimme. „Ich muß jemand haben — meine Frau stirbt. Ich kann nichts dafür — ich —“

Madame Haupt hatte ihre Pfanne wieder aufs Feuer gesetzt. Sie drehte sich nach ihm um und sagte aus dem Dampf und Lärm heraus: „Schaffen Sie zehn Dollar in bar herbei, dann will ich auf den Rest warten bis zum nächsten Monat.“

„Ich kann es nicht — ich habe es nicht!“ versicherte Jurgis. „Ich sage Ihnen, ich habe nur einen und einen viertel Dollar.“

Die Frau wandte sich ihrer Arbeit zu. „Ich glaube Ihnen nicht,“ sagte sie. „Sie wollen mich nur betrügen. Woher kommt es, daß ein großer Mann wie Sie nur einen und einen viertel Dollar hat?“

„Ich komme eben aus dem Gefängnis!“ rief Jurgis. Er war bereit, der Frau zu Füßen zu fallen. „Und ich hatte schon vorher kein Geld, und meine Familie ist beinahe verhungert.“

„Wo sind denn Ihre Freunde, daß sie Ihnen nicht helfen?“

„Sie sind alle arm,“ erwiderte er. „Sie haben mir dies gegeben. Ich habe getan, was ich konnte —“

„Haben Sie denn nichts, was Sie verkaufen können?“

„Ich habe nichts, sage ich Ihnen,“ rief er verzweifelt aus, „ich habe nichts!“

„Können Sie's denn nicht borgen? Haben Ihre Kaufleute kein Vertrauen zu Ihnen?“ Als er den Kopf schüttelte, fuhr sie fort: „Hören Sie zu! Wenn Sie mich kriegen, werden Sie froh sein. Ich will Ihnen Ihre Frau und Ihr Kind retten, und Sie werden selbst sagen, daß es nicht viel

war. Wenn sie beide sterben, wie wird Ihnen dann zumute sein? Und hier ist eine Dame, die ihre Sache versteht — ich könnte Sie zu Leuten hier in der Nähe schicken, und die würden Ihnen sagen —“

Madame Haupt deutete auffordernd mit ihrer Gabel auf Jurgis, aber ihre Worte brachten ihn aus der Fassung. Er warf die Arme mit verzweifelter Gebärde in die Höhe und wandte sich ab, um davon zu eilen. „Es nützt nichts,“ sagte er. Aber plötzlich hörte er hinter sich wieder die Stimme der Frau:

„Ich will es für fünf Dollar tun.“ Sie ging ihm nach und redete auf ihn ein. „Sie sind dumm, wenn Sie darauf nicht eingehen,“ sagte sie. „Sie werden keine finden, die es an einem solchen Regentag für weniger tut. In meinem Leben habe ich es noch nicht so billig gemacht. Ich könnte ja nicht mehr meine Miete bezahlen —“

Jurgis fiel ihr mit einem wütenden Fluch ins Wort. „Wenn ich es doch nicht habe,“ schrie er, „wie soll ich es Ihnen dann geben? Gott verdamme mich! Ich würde es zahlen, wenn ich es könnte, aber ich sage Ihnen, ich habe es nicht. Ich habe es nicht! Hören Sie wohl? Ich habe es nicht!“

Er wandte sich wieder zum Gehen. Er war schon halbwegs die Treppe hinunter, bevor Madame Haupt hinter ihm her schreien konnte: „Warten Sie! Ich will mitkommen! Kommen Sie zurück!“

Er kehrte in ihr Zimmer zurück.

„Es ist nicht gut zu denken, daß andere leiden,“ sagte sie. „Ich könnte ebensogut umsonst mitkommen, als für das, was Sie bieten; aber ich will sehen, ob ich Ihnen helfen kann. Wie weit ist es?“

„Drei oder vier Blocks von hier.“

„Drei oder vier! Da werde ich also patzknab' werden. Gott im Himmel, das sollte wahrhaftig besser bezahlt werden! Ein und ein viertel Dollar, und bei solchem Wetter! Aber Sie verstehen mich doch? Sie werden mir den Rest von den fünfundzwanzig Dollar bald bezahlen?“

„Sobald ich kann.“

„Noch in diesem Monat?“

„Ja, noch in diesem Monat,“ sagte der arme Jurgis.

„Was Sie wollen! Aber beeilen Sie sich!“

„Wo ist der Dollar und der viertel Dollar?“ beharrte Madame Haupt unerbittlich.

Jurgis legte das Geld auf den Tisch, und die Frau zählte es und legte es fort. Dann rieb sie sich nochmals die schmerzigen Finger ab und begann sich unter fortgesetzten Klagen bereit zu machen; sie war so fett, daß ihr jede Bewegung weh tat und sie bei jedem Schritt stöhnte und grunzte. Sie legte ihren Morgenrock ab, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, Jurgis wenigstens den Rücken zuzuwenden, und zog ein Korsett an und dann ein Kleid. Dann war da ein schwarzer Hut, der sorgsam zurechtgerückt werden mußte, und ein Schirm, der verlegt war, und ein Sack mit allerlei notwendigen Sachen, die einzeln zusammengesucht werden mußten, während der Mann vor Angst und Ungeduld fast den Verstand verlor. Als sie auf der Straße waren, ging er immer etwa vier Schritte vor ihr her und drehte sich fortwährend nach ihr um, als ob er sie durch die Gewalt seines Wunsches vorwärts bewegen könnte. Aber Madame Haupt konnte mit jedem Schritt nur so und so weit kommen, und sie mußte sich arg zusammennehmen, um auch nur dazu genug Atem zu bewahren.

Endlich erreichten sie das Haus und die verängstigten Frauen in der Küche. Es war noch nicht vorüber, wurde Jurgis mitgeteilt; er konnte Dna noch schreien hören. Inzwischen nahm Madame Haupt den Hut ab und legte ihn beiseite; dann holte sie aus ihrer Handtasche erst ein altes Kleid hervor und dann eine Untertasse mit Gänsefett, womit sie sich die Hände einrieb. Je öfter dieses Schmalz benutzt wird, um so mehr Glück bringt es der Gebamme, und deshalb hebt sie es monate- oder gar jahrelang auf ihrem Kaminsims oder in einem Schrank bei ihren schmutzigen Sachen auf.

Dann wurde sie zur Leiter hingeführt, und Jurgis hörte sie einen Schreckensruf ausstoßen. „Gott im Himmel, wozu

haben Sie mich denn nur in so ein Haus gebracht! Auf die Leiter komm' ich nicht herauf. Und durch die Luke geh' ich gar nicht durch. Das will ich gar nicht erst versuchen, — da kam' ich ja nicht mit dem Leben davon. Was ist das für ein Ort für eine Frau, um ein Kind in die Welt zu bringen, — auf einem Boden, zu dem man auf 'ner Leiter 'rauf muß! Sie sollten sich was schämen!" Jurgis stand in der Tür und hörte sie schelten, ihre ärgerliche Stimme übertönte fast Das entsetzliche Geschrei und Gestöhn.

Endlich gelang es Aniele, sie zu besänftigen, und sie versuchte den Aufstieg; doch dann wurde sie noch einmal zurückgehalten, weil die alte Frau sie wegen des Fußbodens oben im Bodenraum warnen mußte. Es war gar kein wirklicher Fußboden vorhanden — sie hatte nur an einer Seite alte Bretter hingelegt, um eine Wohnung für die Familie herzustellen, und da war es auch ganz ordentlich und sicher; aber der andere Teil des Bodenraums hatte nur die Balken und das Mörtel- und Lattenwerk der darunterliegenden Zimmerdecke, und wenn jemand darauf getreten wäre, hätte es eine Katastrophe gegeben. Da es oben halb dunkel war, hielt man es für ratsam, jemand anders mit einem Licht vorangehen zu lassen. Dann folgten wieder Klagen, Drohungen und Schredensrufe, bis Jurgis endlich ein Paar wahrer Elefantenbeine durch die Luke verschwinden sah. Gleich darauf erbebte das Haus, als Madame Haupt zu gehen begann. Da kam Aniele plötzlich auf ihn zu und faßte ihn am Arm.

„So," sagte sie, „und nun gehen Sie weg. Hören Sie auf mich: Sie haben getan, was Sie konnten, und Sie sind nur im Wege. Gehen Sie weg und bleiben Sie weg!"

„Aber wo soll ich hingehen?" fragte Jurgis ratlos.
„Ich weiß nicht," sagte sie. „Gehen Sie auf die Straße, wenn Sie keinen anderen Ort wissen — aber gehen Sie! Und kommen Sie nicht vorm Morgen wieder."

Schließlich schoben sie und Marija ihn zur Tür hinaus und schlossen hinter ihm ab. Es war gerade Sonnenuntergangszeit und es fing schon an sehr kalt zu werden, der Regen hatte sich in Graupeln verwandelt, und das Schneewasser begann zu gefrieren. Jurgis schauderte in seinem dünnen Anzug, er steckte die Hände in die Taschen und machte sich auf den Weg. Er hatte seit dem Frühstück nichts gegessen und fühlte sich flau und elend; ein plötzlicher Hoffnungsstrahl belebte ihn, als ihm einfiel, daß sich ganz in der Nähe eine Kneipe befand, wo er früher gegessen hatte. Vielleicht erbarmten sie sich seiner, oder er fand irgend einen Freund. Er ging jetzt so rasch, wie er nur irgend konnte.

„Hallo, Jack!" sagte der Besitzer, als er hereinkam — in Padington werden alle Ausländer und ungeübten Arbeiter „Jack" genannt. „Wo haben Sie denn gesteckt?"

Jurgis ging geradewegs auf den Schanktisch zu. „Ich bin im Gefängnis gewesen," sagte er, „und bin erst eben herankommen. Ich habe den ganzen Weg zu Fuß gemacht und habe keinen Pfennig Geld, und seit heute morgen habe ich keinen Bissen gegessen. Und sie haben mir mein Haus weggenommen, und meine Frau ist krank, und ich bin ganz fertig."

Der Wirt blickte ihn an und sah, daß er bleich und hohläugig war und seine blauen Lippen bebten. Dann schob er ihm eine große Flasche zu. „Trinken Sie eins!" sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Haben die Tiere Schönheitsinn?

Von Dr. Th. Zeh (Berlin).

Kürzlich hat der bekannte Zoologe Professor Dr. Möbius in der königlichen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über das Thema gehalten: „Können die Tiere Schönheit wahrnehmen und empfinden?" Der Kernpunkt seiner Ausführungen war etwa folgender: Um sich die auffallende Schönheit männlicher Vögel, Insekten und anderer Tiere im Vergleich mit ihren nicht schönen Weibchen zu erklären, hat Th. Darwin angenommen, daß von den Weibchen die schönsten Männchen zur Paarung ausgewählt werden. Dieser Ansicht gegenüber wird auseinandergesetzt, daß wir den Tieren nach ihren sonstigen physischen Eigenschaften ästhetischen Geschmack nicht zuschreiben dürfen. Sie können wohl verschiedene Farben, Formen und Bewegungen genau unterscheiden, sind aber nicht fähig, das darin erscheinende Gesetzmäßige, worauf gerade die Schönheit beruht, wahrzunehmen.

Bei aller Hochachtung, die ich vor diesem ausgezeichneten Gelehrten empfinde, möchte ich mich dieser Ansicht nicht anschließen

und die Gründe für meine abweichende Meinung im nachstehenden anführen. — Zahllose Tiere zeigen bei der Werbung um das Weibchen ein Gebaren, das ganz auffallend genannt werden muß. Überall hat man den Eindruck, daß sie sich von der besten Seite zeigen wollen. Betrachte man zum Beispiel unsere gewöhnliche Bachstelze oder das Adermännchen, das wegen seines nie ruhenden Schwanzes auch Wippsturz heißt. Wie sauber und allerliebste sieht nicht ein so zierliches Vögelchen aus! Nun aber gar, wenn die allmächtige Liebe in die kleine Brust einzieht! Da plustert sich das Männchen ordentlich auf und läuft mit großer Geschwindigkeit am Weibchen vorbei, als wenn es sagen wollte: Siehst Du nicht, was für ein hübscher Kerl ich bin? Und ähnliches sehen wir überall in der Vogelwelt. Die fluggewandten Vögel, namentlich die Raubvögel, zeigen herrliche Flugkünste, die schlechten Flieger, namentlich die Hühner, führen seltsame Tänze auf.

Stellt man sich auf den Standpunkt, die Tiere hätten für Schönheit kein Verständnis, so ist eigentlich das ganze Gebaren des Männchens bei der Werbung zwecklos.

Für die Richtigkeit der Ansicht sprechen folgende Umstände: Zunächst werden Vögel, die Zierate eingebüßt haben, von den Weibchen nicht mehr bevorzugt. Lichtenstein, der ein trefflicher Beobachter war, versicherte Rudolphi, daß der weibliche Bienenwogel das Männchen zurückweist, wenn dieses die langen Schwanzfedern verliert, mit denen es während der Begattungszzeit geschmückt ist. Dr. Jäger, früher Direktor des Zoologischen Gartens in Wien, erzählt, daß ein Silberfasanmännchen, das über alle anderen triumphiert hatte und von den Weibchen als Liebhaber angenommen wurde, seiner Zierfedern verlustig ging. Es wurde nun sofort von einem Rivalen verdrängt, der die Oberhand gewann und dann die Schar anführte.

Sodann steht hiermit im Einklang, daß zahllose Vögel eine ausgesprochene Vorliebe für glänzende Gegenstände haben. Die Stehsucht der Raben und Elstern ist ja sprichwörtlich geworden. Auch unsere modernen Naturforscher bestätigen diese Eigentümlichkeiten auf Grund eigener Beobachtungen.

Da mir wiederholt von Leuten, die Krähen oder Elstern hielten, bestätigt wurde, daß sie dieselbe Beobachtung gemacht haben, so kann an der Tatsache der eigentümlichen Vorliebe nicht gut gezweifelt werden.

Schließlich spricht auch für ein Schönheitsgefühl der Vögel, daß sich einzelne Arten, namentlich die Laubenvögel, Verzierungen ihrer Nester bauen, an denen sie sich augenscheinlich erfreuen. „Ihre Lauben," sagt Darwin, „wo die Geschlechter sich versammeln und seltsame Koffen treiben, sind mannigfaltig gebildet, und, was uns am meisten interessieren mag, bei den verschiedenen Arten in verschiedener Weise geschmückt. Der Atlaslaubenwogel sammelt lebhaft gefärbte Gegenstände, blaue Schwanzfedern von kleinen Papageien, gebleichte Knochen und Muscheln usw., die er zwischen die Zweige steckt oder beim Eingang der Laube verwendet. Gould fand in einer Laube einen zierlich gearbeiteten Tomahawk und ein Streifen blauer Leinwand, die sicherlich aus einem Lager der Eingeborenen herbeigeschafft wurden. Diese Gegenstände werden fortwährend anders angeordnet und von den Vögeln beim Spielen herumgetragen. Die Laube des gefleckten Laubenvogels ist mit langen Grashalmen schön gestreift; sie sind derartig angeordnet, daß die Spitzen sich fast berühren, und die Verzierungen sind sehr reichlich vorhanden. Runde Steine werden dazu benutzt, die Grashalme an ihrem richtigen Platze zu halten, und divergierende, in die Laube führende Pfade zu bilden. Steine und Muscheln werden oft von weiter Entfernung herbeigebracht. Der Pringelwogel verziert nach Ramsays Schilderung seine kleine Laube mit gebleichten Landmuscheln, die fünf bis sechs Arten angehören, und mit verschiedenfarbigen, blauen, roten und schwarzen Beeren, die, wenn sie frisch sind, einen recht niedlichen Anblick gewähren. Außerdem waren verschiedene frisch gepflückte Blätter mit jungen, rosafarbenen Schößlingen vorhanden, und das ganze zeigte ein entschiedenes Schönheitsgefühl. Mit Recht darf Gould sagen, daß diese reich verzierten Hallen als das wundervollste, bisher bekannte Beispiel von Vogelarchitektur zu betrachten seien."

Man wird nun folgenden Einwand erheben: Denn die Tiere für Schönheit Verständnis haben, warum werden als Beispiele hierfür nur Vögel angeführt, warum nicht so intelligente Tiere, wie Hund, Pferd und Elefant? Nun, diese Tiere haben allerdings kein Gefühl für Schönheit. Noch kein Hundebesitzer wird gefunden haben, daß sein Hund freudig erstaunt ist, wenn er sich sonntäglich pudt. Das ist wohl auch der Grund gewesen, weshalb Professor Dr. Möbius seine im Eingang angeführte Ansicht aufgestellt hat.

Es ist aber ganz einleuchtend, daß diese Tiere trotz ihrer Intelligenz kein Verständnis für Schönheit haben. Schmutz und Schönheit haben nur den Geschöpfen etwas zu sagen, deren Grundsinne das Auge ist. Da Vögel das schärfste Auge besitzen, so ist es nicht wunderbar, daß wir unter ihnen die größten Bewunderer für Schmutz und Schönheit finden. Hund, Pferd und Elefant haben jedoch ihren Grundsinne in der Nase. Was haben Schmutz und Schönheit diesem Organ zu sagen? Gar nichts. Der beste Beweis, daß nur die abweichende Sinnesorganisation der Grund für die Gleichgültigkeit gegen Schönheit und Schmutz ist, liegt darin, daß Säugetiere, deren Grundsinne das Auge wie beim Menschen ist, sehr wohl für schöne Dinge empfänglich sind. Zum Beweise will ich mich auf die Affen berufen.

Julius Müller berichtet im „Zoologischen Garten“ von seinem zahmen Pavian Nazi folgendes: „Meine Frau hatte ihm im Laufe der Zeit ein Kostüm gemacht. Ruhig ließ er diese Kleidungsstücke sich anziehen und betrachtete mit wirklichem Wohlgefallen seine veränderte Toilette, ohne dieselbe zu zerrn oder irgendwo zu zerreißern. Besonders erweckten die großen gelben Metallknöpfe seines Fracks seine Bewunderung, und stundenlang war er imstande, in diesem Anzug stolz einherzugehen. Das Ausziehen der Kleidungsstücke brachte ihn in größten Zorn; mit fürchterlichem Geschrei sträubte er sich dagegen und hielt stets die ausgezogene Hose und den Frack fest in seinen Händen.“

Dieser Bericht ist durchaus glaubhaft; denn das gleiche Verhalten wird von anderen Beobachtern bestätigt.

Ich kann diese Beobachtungen ebenfalls aus eigener Erfahrung bestätigen. Von den verschiedenen Erlebnissen scheint mir besonders folgender Fall beweisend: Vor einigen Jahren war ich mit mehreren Personen in dem Zimmer des Affenwärters im Berliner Zoologischen Garten. Wir freuten uns über das Gebaren der dort antworfenden beiden Orang-Utans und eines Schimpanfen, die sich sehr gern mit uns beschäftigten. Plötzlich traten zwei schmutzige Unteroffiziere von den Garbedragonern ein. Kaum hatten die Affen diese erblickt, als sie uns „Zivilistenpaar“ ganz links liegen ließen. Sie konnten sich gar nicht an den glänzenden Uniformen satt sehen, betasteten die Treppen und namentlich die blinkenden Säbel. Ihre Freude an glänzenden Gegenständen war unverkennbar.

Nasentiere können dagegen nur für Schönheiten ein Verständnis haben, die kein scharfes Gesicht erfordern. Höchst drollig ist ein Zusammentreffen zwischen einem Pfau und Prariehunden im Zoologischen Garten zu Cincinnati. Letztere als Nasentiere haben natürlich nicht das geringste Verständnis für die Schönheiten des Pfauenrades. Dr. A. Zipperlen schildert das Ereignis folgendermaßen:

„Einer der prächtigen, frei im Garten herumgehenden Pfauen war in das Geheg der Prariehunde gekommen, um dort eine Visite abzustatten oder eine Inspektion vorzunehmen. Da aber die kleine Gesellschaft gar keine Notiz von seinem Erscheinen nahm, so glaubte der Pfau wohl, er müsse den unscheinbaren Gesellen imponieren, er schlug sein wunderbares Rad, aber im gleichen Augenblick war wie durch Zauber die ganze Gesellschaft verschwunden. Die langen Schwanzfedern falteten sich langsam zur prächtigen Schleppe, sobald der Pfau bemerkte, daß keiner der Plebejer mehr sichtbar war. Die nächste Minute brachte sämtliche Prariehunde wieder an die Oberläche, wieder erhob sich das Rad, wieder ein Verschwinden der Gesellen, aber die Ungefährlichkeit des Manövers einsehend, nur um sich im Gange umzudrehen und auch gleich darauf sich auf die Hinterbeine zu setzen und dem angenehmen Geschäfte des Fressens abzuliegen. Nun aber glaube der Pfau, daß es die höchste Zeit sei, den verlorenen Respekt wieder zu erringen, und er schritt mit kurzen etikettmäßigen Schritten, grazios gekrümmtem Hals, auf dem der mit der Federzone geschmückte steifgehaltene Kopf sah, rechts und links kokettierend und mit den Unterschwanzfedern einen eigentümlichen rasselnden Laut hervorbringend, vorwärts gegen die Gesellen. Aber keiner rührte sich mehr von der Stelle, höchstens, daß einer oder der andere plötzlich mit den Hinterbeinen emporschleunete, seinen Jubelschrei ertönen ließ, aber sich sogleich wieder setzte und mit Fressen fortfuhr.“

Soweit also Nasentiere in Betracht kommen, wird man Professor Möbius durchaus recht geben müssen. Bei Tieren dagegen, die wie der Mensch ihren Grundsin im Auge haben, dürfte seine Ansicht dagegen nicht zutreffend sein. Sollte Professor Möbius auch den hochorganisierten Augentieren das Schönheitsgefühl absprechen, weil ihnen der philosophische Begriff des Wesens der Schönheit fehlt, so wäre diese Behauptung leicht zu widerlegen. Denn dieses Verständnis fehlt nicht nur allen Naturvölkern, sondern überhaupt fast allen Frauen und von den Männern der Kulturstaaten sicherlich der überwiegenden Majorität. —

Die Erziehung zur Architektur.

Hermann Muthesius stellt im 2. Novemberheft des „Kunstwart“ folgende Veisätze auf:

Es steht fest, daß die Architektur die unpopulärste unter den Künsten ist. Das tritt besonders dann hervor, wenn man sich das ungeheure Interesse vergegenwärtigt, das das Publikum den Werken der Malerei entgegenbringt. Es ist jedoch zweifelhaft, ob eine bloße sogenannte Erziehung des Publikums zur Architektur, wie sie heute im allgemeinen gehandhabt wird, Abhilfe schaffen wird. Vielmehr ist der Tiefstand des Verständnisses für Architektur als ein Symptom dafür aufzufassen, daß die heutige Architektur selbst an öffentlicher Bedeutung zurückgetreten ist. Das wird augenscheinlich, wenn man die großen Glanzzeiten der Architektur, die griechische, römische, gotische, zum Vergleich heranzieht, in welchen die Architektur unzweifelhaft an der Spitze der Künste marschierte. Sie tat dies, weil sie die Universalgestalterin der baulichen und bildnerischen Ideen der Zeit war. In der heutigen Welt spielen die Probleme des Ingenieurs, der Ausbau der Verkehrsmittel, die Ausbildung der Maschinen und arbeitserparenden Werkzeuge eine größere Rolle als die eigentlichen Werke des Architekten,

von denen nur der Städtebau in die großen Probleme unserer Zeit hereintragt.

Von dem Wirken des Ingenieurs, der frei, vorwärtsblickend und von Nebenrückichten unbeflügelt die Aufgaben der Zeit zu lösen sucht, unterscheidet sich das Wirken des Architekten unwortlich dadurch, daß er rückwärts blickt und seine Werke mit Vorliebe in die Neuerungsformen vergangener Zeiten liebt, wodurch sie von selbst etwas Gegenwartsfeindliches annehmen. Die Geschichte der Architektur des 19. Jahrhunderts zeigt, wie die Architektur von einer archaischen Richtung in die andere geworfen wurde und dadurch fast den Charakter einer oberflächlichen Verkleidungskunst annahm.

Auch die heutige Architekturausübung ist zum Teil noch in archaischen Tendenzen befangen. Beweis: a) die Bedeutung, die dem sogenannten Stil noch beigemessen wird (man baut noch heute „romantische“ Ausstellungshallen, „Renaissance“-Wohnhöfe usw.) b) die Stellung, die der Hauptteil der Architekten noch zu den Denkmälern einnimmt, die noch immer im sogenannten Geiste einer früheren Zeit wiederhergestellt werden, c) das häufig angegriffene Bestreben, alte Städtebilder dadurch zu erhalten, daß moderne äußerliche Nachahmungen neben die alten Originalhäuser gesetzt werden.

Die archaische Befangenheit der heutigen Architekturausübung ist in neuerer Zeit vielen klar geworden und hat sie zu einer direkten Gegenüberstellung veranlaßt. Erinnerung sei an die Stellungnahme gegen die Wiederhersteller alter Bauten. Auf der anderen Seite läßt sich erfreulicherweise beobachten, daß wirklich selbständig schaffende Architekten, die nicht archaisch, sondern modern denken, Anklang auch im größeren gebildeten Publikum finden. Es sei unter vielen Beispielen, die sich in allen Ländern finden, nur an den Bau Berthelm von Messel in Berlin erinnert.

Diese Anerkennung entspringt derselben Quelle, wie die große Anerkennung, die in den letzten Jahren die moderne Bewegung im Kunstgewerbe gefunden hat. Beide haben als Ursache die Erkenntnis, daß hier wieder der Boden der Gegenwart gewonnen und die Archaische verlassen worden sei. Die Verquickung der Archaische mit der schaffenden Kunst war der große Irrtum, der im letzten Jahrhundert das Sinken des architektonischen Lebens veranlaßt hat. Beide haben nichts miteinander zu tun und müssen sorgfältig auseinander gehalten werden. Auf der Basis dieses Irrtums ist das Publikum systematisch vergoren worden, und es ist jenes falsche Interesse an den „Stilen“ erweckt, das jetzt einem lebendigen Erkennen der wirklichen Werte in der Architektur im Wege steht. Die Architekten, die sich heute noch befleißigen, in „Stilen“ zu bauen, befördern künstlich dieses falsche Interesse und verschlimmern so die Situation noch wesentlich.

Eine Erziehung des Publikums, die von wirklichem Wert für die Architektur sein soll, kann sich nur an die wirklich guten, modern empfundenen Werke der heutigen Baukunst heften, die allerdings noch dünn gesät sind. Das beste Erziehungsmittel zur Architektur ist, Architekturwerke von wirklichem modernen Werte zu schaffen, dagegen das noch im großen Umfange übliche Reproduzieren alter Stile zu verlassen. Die Erziehung zur Architektur faßt daher in allererster Linie eine Erziehung der Architekten in sich, wenn mehr als das erwähnte Apterinteresse erreicht werden soll, das sich darin erschöpft, zu wissen, „in welchem Stile“ ein Architekturwert von heute errichtet sei.

Soweit die allgemeinen Gesichtspunkte. Die folgenden Zeitsätze berühren Detailfragen.

Die Beteiligung der Architekten an Kunstausstellungen hat in der Form, in der sie heute meist vor sich geht, den Erwartungen nicht entsprochen. Eine größere Wirkung ist von dem Vorführen von Modellen zu erwarten, weil diese das einzige Mittel sind, dem Laien eine Vorstellung von der räumlichen Wirkung eines Architekturwertes zu geben.

Ein mächtiges Mittel der Erziehung zur Architektur ist auf dem Wege der Literatur gegeben, die beim heutigen Publikum auf allen Gebieten die beste Handhabe zur Vereinstellung des menschlichen Geistes ist. Es hat in diesem Sinne jedoch wenig Bedeutung, wenn belehrende Aufsätze lediglich in der architektonischen Fachpresse abgedruckt werden. Die Tages- und Zeitschriftenpresse ist der Boden, auf welchem gewirkt werden muß.

Neben der Tagespresse sind öffentliche Vorlesungen, wenn von wirklich berufener Seite vorgenommen, ein Mittel gesunder Erziehung des öffentlichen Interesses an Architektur. Die Architektenverbände sollten dahin wirken, daß an den Universitäten, den Volkshochschulen und an Schulen Vorlesungen über Architektur gehalten würden.

Eine Kunstpolitik, die der Gegenwart nutzen soll, muß sich mit der Gegenwart beschäftigen. Eine Erziehung des Publikums zur Architektur kann nur als Ausgangspunkt die besten Beispiele der Gegenwartsgestaltung betrachten. Die besten Beispiele der Gegenwartswerte hat stets nur das im besten Sinne Moderne. —

Kleines feuilleton.

Der Kampf um die Theaterzensur in Frankreich. Seit Anfang dieses Jahres ist die Theaterzensur in Frankreich aufgehoben. Nicht durch einen förmlichen Beschluß, sondern dadurch, daß die Kammer

den betreffenden Budgetposten gestrichen hat. Merkwürdigerweise verlangen nun sehr namhafte und auch nicht durchaus reaktionäre Schriftsteller die Wiederherstellung dieser Einrichtung. Die Aufhebung der Zensur hat nämlich als unmittelbare Folge das Ueberhandnehmen der Bote auf der Bühne zur Folge gehabt. In dieser Saison ist das Pariser Theater einer bisher noch nicht beobachteten Ueberfülle durch unsaubere, lediglich auf die erotische Phantasie und die niedrigen Instinkte des Publikums berechnete Machwerke ausgesetzt. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß die Ueberfülle, die die Wiederherstellung der Zensur zur Folge hätte, größer wären als die durch sie angeblich erreichbare Hebung der Moral und des guten Geschmacks, der Staatsanwalt geht ab und zu durch eine Anlage gegen die pornographischen Blätter vor, die in den Boulevardkosten aufliegen, sie werden mitunter zu sehr hohen Geldstrafen verurteilt. Im übrigen könnte man abwarten, ob sich nicht der Reiz des Unanständigen durch die Wiederholung abtumpft. Einige Autoren machen den Vorschlag, daß die erneuerte Theaterzensur Schriftstellern von Rang überantwortet werden möge, die instände wären, eine künstlerisch wertvolle Arbeit von einer pornographischen Spekulation zu unterscheiden. Eine ähnliche Einrichtung besteht in der Institution der sogenannten Zensurbeiräte in Oesterreich, aber man hat dort gerade keine guten Erfahrungen damit gemacht. Im „Gil Blas“ macht der Dramatiker Francis de Croisset darauf aufmerksam, daß auch die Zugehörigkeit zur französischen Akademie keine Bürgschaft gegen eine kunstwidrige Verwaltung des Zensuramtes ist. So hat der ältere Crebillon am Verbot des „Barbier von Seville“ des Beaumarchais mitgewirkt, und der jüngere verfolgte mit seinem Haß Voltaire so unerbittlich, daß dieser, um überhaupt Zutritt zur Bühne zu bekommen, ein Pseudonym wählen mußte. Croisset zieht aus seinen Betrachtungen das skeptische Resümee: „Wie man die Zensur unterdrückt, wird es nötig, sie wieder herzustellen. Sobald man sie wiederherstellt, wird es nötig, sie zu unterdrücken“.

Hygienisches.

kfg. Die Vorbeugung der Kurzsichtigkeit. Die Medizin strebt heute auf so vielen Gebieten mit Erfolg dem höchsten Ziele ärztlichen Könnens zu: Krankheiten vorzubeugen. Inwieweit dies Ziel auch für die Kurzsichtigkeit zu erreichen ist, darauf gibt Professor C. Heß eine Antwort in dem „Archiv für Augenheilkunde“. Die rationellste Abhilfe dagegen würde sein, wenn wir die erblichen Myopieformen (Myopie = Kurzsichtigkeit) durch Eheverbot der Kurzsichtigen ausrotten könnten. Auch die Versuche, die Schulmyopie dadurch zu bekämpfen, daß man die Kinder erst mit 9 Jahren Lesen und Schreiben lernen lassen möchte, werden nach der Ansicht von Heß nicht so bald Aussicht auf Erfolg haben. Da vielmehr die Kurzsichtigkeit auf einer Dehnung des hinteren Abschnittes des Augapfels beruht, so muß man sich darauf beschränken, jede weitere Drucksteigerung, wie sie beim Sehen durch die Wirkung der äußeren Augenmuskeln stattfindet, zu vermeiden. Das kann aber nur geschehen, wenn für die unter den heutigen Verhältnissen unvermeidliche Naharbeit eine möglichst große Entfernung des Auges von der Arbeit angestrebt wird, wie dies ja erfreulicherweise in immer weiteren Kreisen anerkannt wird. Allerdings steht Heß einer dauernden Verbesserung dieser Verhältnisse sehr zweifelnd gegenüber, so lange es nicht gelingt, die ungünstigen anatomischen Verhältnisse des hinteren Augenabschnittes in vorbeugender Weise günstig beeinflussen zu können.

Aus dem Tierreiche.

Der Pelikan in Osteuropa. Der Pelikan ist ein Bewohner dreier Weltteile und dennoch wenig kosmopolitisch, denn er hat seine Wohnung gerade dort aufgeschlagen, wo Europa, Asien und Afrika zusammentreffen, ohne sich weit in einen dieser Kontinente hineinzuverlieren. Allerdings kommt auch in Amerika eine kleine Art dieser Vogelgattung vor, die auch verschiedentlich nach Europa gebracht worden ist, weil sie durch ihre braune Farbe und ihre ungewöhnlichen Fingel als Merkwürdigkeit betrachtet wird. Im südlichen Europa lebt außer dem gemeinen Pelikan auch der nach seiner eigentümlichen Färbung benannte Krauskopfpelikan (*Pelicanus crispus*), der sich in manchen Gewohnheiten von jenem unterscheidet. Während zum Beispiel der gemeine Pelikan, auch Schröpfung genannt, seine Jungen aus seinem Kropfe füttert, gestattet der Krauskopfpelikan seinen Jungen noch weitergehende Freiheiten. Lodge hat in der Monatschrift „Zoologist“ eine hübsche Abbildung einer Familie dieser Pelikane gegeben, die er auf einer Insel in einem albanesischen Fluß mit einem photographischen Apparat überfallen hatte. Es ist auf diesem Bild deutlich zu sehen, wie die Jungen ihre Köpfe weit in den elterlichen Schlund stecken und zwar so tief, daß sie noch erheblich unter die Deckung des Kropfes gelangen. Obgleich es die jungen Cormorane ähnlich, wie man in einem zoologischen Garten leicht beobachten kann, der über eine ähnliche großartige Sammlung dieser Vögel verfügt wie beispielsweise der Berliner. Die Nester des Krauskopfpelicans werden gewöhnlich in Gruppen von sechs bis acht angelegt, bestehen aber meist nur in flachen aus Reisig gebildeten Ringen auf dem Boden. Zuweilen kommen jedoch auch Bunteln vor, die etwas mehr an eigentliche Nester erinnern, namentlich wiederum an die von Cormoranen, indem sie eine Höhe bis zu zwei Fuß über dem Boden erreichen.

Geographisches.

Trisjanda Funcha. In der Mitte zwischen Kap Horn und dem Kap der guten Hoffnung liegt die kleine Insel da Funcha, die jährlich einmal von einem englischen Kriegsschiff angelaufen wird, um die dort befindlichen 75 Einwohner mit der übrigen Welt in Verbindung zu halten. Es verlaute, daß man beabsichtige, die kleine Kolonie nach Südafrika zu überführen, aber der Plan ist aufgegeben worden. Die Eingeborenen sind fast alle Nachkommen eines englischen Unteroffiziers, namens Glah, der, vor 80 Jahren, als die Insel geräumt wurde, auf seine Bitte hin zurückbleiben durfte. Ein englischer Beamter, der den Einwohnern den Vorschlag zu machen hatte, nach dem Kaplande überzusiedeln, wo man ihnen in freigelegter Weise Land zur Verfügung stellen wollte, mußte melden, daß die Leute ihre Einsamkeit vorziehen. Sie fürchten sich, ihre Lebensweise ändern zu müssen, wenn sie das Anerbieten der Kapregierung annehmen, und der englische Agent glaubt auch, daß sie durch ihre einsame Lebensweise so langsam und träge geworden sind, daß sie nicht in die Welt passen. Die Leute sind ehrlich, nüchtern und leben friedlich in dem Tag hinein. Rauferei und Verbrechen sind auf Trisjanda Funcha unbekannt. Geld ist nicht vorhanden, da man nichts damit kaufen könnte. Zeitungen gibt es nicht; die Insel hat keine Post, keine Läden, keine Kirchen, keine Schulen und keine Gesehe. Jeder lebt so, wie er es fürs beste hält. Die Leute sind intelligent und von kräftigem Körperbau, trotzdem sie immer untereinander heiraten. Sie haben jeden Begriff für Zeit und Entfernung verloren, und das einzige, womit sie zu kämpfen haben, sind Ratten, die ebenfalls auf der Insel gedeihen.

Humoristisches.

— **Plausibler Grund.** „Diesmal ist die Rauferei doch gottlob, nicht gar so blutig verlaufen!“

Wirt: „Ja wissen S', Ehrwürden, d' Leut' hab'n zu dem neuen Wader kein rechtes Vertrauen!“

— **Gut gezogen.** „In meinem Kaffee, teuerste Amalie, ist eine Pflöge drin! Hast Du was dagegen, wenn ich sie herausnehme?“

— **Gerstlbauer** (dessen hochversichertes Anwesen in Flammen steht): „Salza, die löschen wie die Teufel — mach', Alte, hol' eahna rasch a Bier!“

— **Einfach und sicher.** Lehrer: „Woran erkennt man die giftigen Schwämme? Nun, Müller?“

Junge: „Am Leibschnneiden!“

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Der Goethe-Verein eröffnet seine Kunstnachmittage zu vollständigen Preisen (Eintrittskarten 50 und 30 Pf., Dauerkarte 6 M.) am Sonntag, den 25. November, nachmittags 3 Uhr, im Saal der Sezession, Kurfürstendamm 208/9. Der erste Nachmittag ist Goethe gewidmet, die einleitenden Worte hält Leo Verg, die Rezitation Goethe'scher Dichtungen hat Dr. Ganns Heinz Ewers übernommen, Hans Gernot singt Lieder von Beethoven und Schubert. Karten und ausführliche Prospekte (letztere kostenlos) sind bei Bertheim, Reinike, Liebenburgerstr. 11 und bei Blotholz, Kantstraße 22 erhältlich. Geschäftsstelle des Goethe-Vereins W. 15, Ludwigs-Kirchstr. 12.

— Das gesamte Werk Albert Bartholomäus, darunter auch ein Abguss des ergreifenden Moments der Toten vom Pariser Friedhof Père Lachaise, wird von Anfang Dezember an im Kunstsalon Keller u. Reimer in der alten Hochschule für Musik, Potsdamerstraße 120, ausgestellt werden.

— Die erste Aufführung von Robert Mischs Gymnastien-Komödie „Kinder“ im Neuen Theater ist auf nächsten Dienstag verschoben worden.

— „Fantasmen“, ein neues Schauspiel von Robert Bracco, das den Konflikt einer Witwe zwischen gelobter Treue und neuer Liebe darstellt, erzielte in Neapel starken Eindruck.

— Die Ehe auf Kündigung. Eine Angehörige der „besten amerikanischen Gesellschaft“, Frau Parsons, hat in New York unter dem Titel „Die Familie“ ein Buch erscheinen lassen, in dem sie für die Ehe auf Kündigung eintritt. Jedes Ehepaar soll das Recht haben, binnen eines gewissen Zeitraumes nach der Hochzeit ohne gerichtliche Intervention auseinanderzugehen, vorausgesetzt, daß keine Nachkommenschaft vorhanden ist. Daneben wünscht aber die Autorin auch, daß in die behördliche oder kirchliche Eheschließung eines jeden Ehepaars verlässliche Details über Gesundheit und Temperament aufgenommen würden, damit beide Teile in der Lage seien, sozusagen mit offenen Augen in den Ehestand zu treten. — Wenn das ein Sozialist geschrieben hätte . . .!

— 100 000 Millionen Pferdestärken. Wer vor einem Wasserfall steht, begnügt sich gewöhnlich mit der Bewunderung des prächtigen Naturwunders, das die aus den Felsen hervorsprudelnden Fluten gewähren. Die Gedanken aber, die dem Techniker bei diesem Anblick nahe treten, ergeben sich aus folgender Feststellung: Man schätzt die Kraft der Wasserfälle auf der Erde auf 100 000 Millionen Pferdestärken, eine Menge, deren tausendster Teil genügen würde, die Kohle überflüssig zu machen!